

(Nachdruck verboten.)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„O Du lieb Mutterchen,“ rief Pete aus, „wie gut Du doch laufen kannst. So wie heute bist Du Dein Lebtag noch nicht gerannt.“

„Ist der Junge verrückt?“ sagte Bridget.

Pete fuhr aber fort, sie zu streicheln und dazwischen Freundschaftlicher auszustosen. „Ich hörte Corlett nach seiner Flinte und einem Glückspfeinig ins Haus hinein rufen und glaubte schon, daß ich Mutterchen nie sehen würde. Aber Du thatst einen prächtigen Seitensprung — nein, wie mich das gefreut hat!“

Als Katharine Cregeen Peter Quilliam das nächste Mal sah, sah er auf dem Felsenrand am Eingang der Ballure-Schlucht, entlockte einer selbstgemachten Pfeife klägliche Weisen und sah aus wie ein Bild der Trostlosigkeit und Verzweiflung. Die Mutter lag zum Tode krank danieder. Er hatte Frau Cregeen, Katharinens Mutter, ein gutherziges Wesen, das von allen Leuten Großmutter, Grannie, genannt wurde, zur Wartung und Pflege bei ihr zurückgelassen. Er selbst aber suchte draußen im Freien, an diesem einsamen Platz zwischen Land und See, Trost für sein betäubtes Herz.

Katharinens Augen füllten sich bei seinem Anblick mit Thränen. Als er aber, ohne aufzublicken oder zu sprechen, fortfuhr, seine erbärmlichen Weisen zu spielen, da war es, als ob ihr jemand den Hals zuschnürte, und sie verlor alle Fassung.

„Laß Dir's nicht so zu Herzen gehen, Pete. Doch nein! Das meine ich nicht, aber weine nicht, Pete.“

Pete weinte gar nicht, sondern blies nur weiter auf seiner Pfeife und starrte mit ausdruckslosem Blick aufs Meer hinaus. Katharine kniete neben ihm, schlang die Arme um seinen Hals und weinte für beide.

Jetzt rief ihn jemand von der Gede am Brunnen; er stand auf, nahm die Mütze ab, glättete sich das Haar mit der Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf das Haus zu.

Bridget starb an einer Brustfellentzündung, die sie sich geholt hatte, als sie einen ganzen Tag lang bei strömendem Regen Nüssen häufelte. Dr. Wylechreest hatte ihr Umschläge von Senf und Leinsamen auf die Brust verordnet, doch ohne Erfolg. „'s ist ein Gefühl, als ob bei der Ernt' die Sonn' auf den Rücken scheint,“ murmelte sie, doch führten die Umschläge ihrer eiskalten Brust keine Wärme zu.

Cäsar Cregeen stand ihr zur Seite; auch der Küster, John der Wittwer genannt, der Landpostbote Kelly, mit dem Weinmann „der Dieb“, und endlich der schwarze Tom, ihr Vater. Cäsar sprach von den Sündern und ihrem ewigen Verderben. John erinnerte sich, wie er bei seiner Wahl zum Ante vorschnell versprochen hatte, die Armen unentgeltlich zu begraben. Kelly dachte daran, daß er der erste sein wollte, der die Nachricht zu Christian Ballawhaine brächte. Und der schwarze Tom wechselte mit der Beschäftigung ab, Stückenzucker für seine Bienen zu stoßen und Bemerkungen über die sterbende Frau zu machen.

„Umsouft; ich muß Euch verlassen, ich tret' meine lange Reise nun an,“ sagte Bridget, während Grannie ihr mit einer Schaufel Luft zusäfelte, um ihr das Atmen zu erleichtern.

„Gast 'was für'n Weg in der Taschen, Frau?“ fragte der Strohdeder.

„Es sind jetzt nicht Häuser von Ziegeln und Mörtel, bei denen ich einspreche,“ antwortete sie.

„O liebste Zeit! — Sag doch 'n bißchen von 'nem Gebet her,“ flüsterte Grannie ihrem Gatten zu, worauf Cäsar eine Priese Schnupftabak aus der Westentasche nahm und anfang, „mit dem Herrn zu ringen“.

Bridget schien sich gestärkt zu fühlen. „Ich sehe die Thore von Jaspis,“ leuchtete sie und heftete ihre trüben Augen auf die Balken unter dem Strohdach, von denen abgerissene Spinnweben wie Mattenschwänze herabhingen.

Dann rief sie nach Pete. Sie wollte ihm etwas geben.

Es war der Strumpf mit den achtzig schmierigen Mankfischen Banknoten, die sein Vater, Peter Christian, ihr vor fünfzehn Jahren ausgezahlt hatte. Pete leuchtete mit dem Licht, während Grannie den Zwillich des Bettes an der Wandseite aufschnitt und den Strumpf herausholte. Der schwarze Tom ließ den Mörser fallen und zeigte vor Erstaunen über so viel Reichtum seine zerbrockelten Zähne. John, der Wittwer, kniff die Augen zu und Kelly, der Dieb, steckte den Kopf so weit vor, daß ihm der Schirm seiner Postdienstmütze bis auf die Nase hinabrutschte.

Ein Seenebel lag diesen Morgen auf dem Lande, und als er sich erhob, stieg auch zugleich Bridgets Seele gen Himmel.

„Armes Ding, armes Ding!“ klagte Grannie. „Ihr Lebensweg ist hart und kalt gewesen; ja hart und kalt.“

„Ein braves Mädchen,“ sagte John, der Küster, „das nicht mit dem gemeinen Pack begraben werden soll, da sie, wie man sieht, Geld hinterlassen hat.“

„ne Frau, die hart gearbeitet hat und stets auf den Beinen gewesen ist, wenn schon der Verstand 'was zurückgeblieben,“ sagte Kelly.

Und Cäsar rief: „Ein Brand, der aus dem Feuer gerissen ward — Herr, gieb' mir mehr dergleichen bei deinem Gericht!“

Als dann alles vorüber war und man heiße und kalte Thränen geweint hatte, — Petes Augen blieben ganz trocken — kehrten die Nachbarn, die mit dem Knaben auf dem Bergkirchhofe von Raughold gewesen waren, zur Gütte am Brunnen zurück, um zu beschließen, was mit den achtzig guten Banknoten geschehen sollte. „'s ist ein Vermögen,“ meinte der eine. „Man sollt's für ihn bei Dumbell niederlegen,“ ein anderer. „Laß den Jungen erst ein Handwerk lernen; er ist jetzt ein großer Kerl, sechzehn im Frühjahr,“ sagte ein dritter. „Ein Luchtweber, he?“ fragte der vierte. „Darf ich mir's rausnehmen, da wäre mein Kesse, Robert Lucas, in Ramsay, wie?“ „Ein achtbarer Mann, ganz gewiß, verfehte John, der Wittwer, „allein, wenn es nicht ausdringlich wäre, da ist mein Schwiegerjohn, Cowley? Der Junge hat ganz das Zeug für 'nen Gewürzkrämer, und was giebt es wohl Süßcheres, als seinen eignen Laden und seinen Namen über der Thür zu haben: „Peter Quilliam, Thee- und Zuderhändler.“ Man sagt mir, daß Cowley nun bald im zweispännigen Wagen fahren wird.“

„Still da mit Euren Bettern, Basen und Kutschen,“ rief jetzt der schwarze Tom mit krächzender Stimme. „Wer sagt, daß das Geld dem Jungen gehört? 's ist mein, und wenn es im Lande noch Recht giebt, so werd' ich's auch kriegen.“

Zwischen hatte Pete, dem noch der dumpfe Schall der auf den Sarg fallenden Erde im Ohre lag, den Weg nach Ballawhaine zurückgelegt. Er war nie zuvor da gewesen und fühlte sich etwas verwirrt, doch zitterte er nicht. Halbwegs den Fahrweg hinauf ging er an einem rothaarigen jungen Mann seines Alters vorbei, einem lang aufgeschossenen Zierengel, der, eine Melodie vor sich hinsummend, ihn nachlässig über die Achsel ansah. Peter kannte ihn, es war Hoß, die Knaben nannten ihn Droß (Unrat), der Sohn und Erbe Christian Ballawhaines.

Im großen Hause fragte Pete nach dem Herrn. Der englische Diener in scharlachroten Kniehosen ließ ihn auf den Steinfliesen der Halle warten. Es war dort sehr still und eilig kalt, doch allenthalben so rein wie ein weißer Möwenflügel. Ein dunkler Tisch stand in der Mitte und ein hochlehniiger Stuhl an der Wand. Zwei Oelbilder hingen einander gegenüber. Das eine stellte einen alten Mann ohne Bart dar, dessen hohe Stirn rings von kurzen grauen Haaren umrahmt war. Das andre eine Frau mit müden Augen, die ein kleines Kind auf dem Schoß hatte. Unter diesem hing wieder ein kleines schwarzes Bild, das Pete für die Abbildung eines verzierten Grabsteins hielt. Und die gedruckte Aufschrift, soweit Pete sie buchstabieren konnte, paßte ebenfalls für einen Denkstein: „Dem liebenden Gedächtnis Verbenas, des geliebten Weibes Peter Christians gewidmet.“

Der Ballawhaine kam gegangen, daß der Sand auf den Steinfliesen knirschte. Er sah alt aus und hatte jetzt ein Schirmdach borstiger Augenbrauen, die von anderer Farbe als

sein Kopshaar waren. Pete hatte ihn oft auf der Straße vorbeireiten sehen.

„Nun, mein Junge, was kann ich für Dich thun?“ sagte er. Er brachte die Worte stoßweise hervor, als ob er den Knaben damit einzuschüchtern gedächte.

Pete fingerte an seiner gestrickten Mütze herum. „Mutter ist tot,“ antwortete er mit tonloser Stimme.

Der Ballawhaine wußte das schon. Kelly, der Dieb, hatte es ihm schnurstracks hinterbracht. Er glaubte nicht anders, als daß Pete nach dem Heimgang der Mutter käme, um von ihm seinen Unterhalt zu verlangen.

„So hat sie Dir auch die alte Geschichte erzählt?“ fragte er rasch.

Petes Gesicht nahm auf einmal einen festen Ausdruck an. „Sie hat mir gesagt, daß Sie mein Vater sind, Herr.“

Der Ballawhaine versuchte zu lachen. „Wahrhaftig!“ erwiderte er. „Nun, das ist ein weises Kind, das seinen eignen Vater kennt.“

„Ich verstehe nicht recht, was Sie damit meinen, Herr,“ sagte Pete.

Jetzt fing der Ballawhaine an, die arme Frau im Grabe zu beschimpfen; er erklärte, sie habe gar nicht wissen können, wer der Vater des Kindes wäre, und beteuerte, daß kein Sohn von ihr jemals einen Heller seines Geldes zu sehen bekommen sollte. Das sagte er in bissigem Ton und schlug mit der rechten Hand auf den Tisch, wobei ein großes haariges Mal am Gelenk des Zeigefingers sichtbar wurde.

„Warten Sie, warten Sie nur noch einen Augenblick, Herr,“ rief Pete, „sie hat mir auch gesagt, daß Sie ihr das da gegeben hätten.“

Er hob den Zipfel seiner Wolljacke auf, zerrte aus der Tasche im Schoß die Mantischen Banknoten hervor und hielt sie ihm mit der rechten Hand über den Tisch hin. Da sah man am Gelenk von Petes Zeigefinger dasselbe Mal.

Der Ballawhaine bemerkte es. Er zog rasch seine Hand vom Tische zurück und hielt sie auf den Rücken. Darauf sagte er in verändertem Tone: „Nun, mein Junge, ist's nicht genug? Zu was brauchst Du mehr?“

„Ich brauche nicht mehr,“ jagte Pete. „Ich brauche selbst das nicht. Nehmen Sie es zurück.“ Und er legte die Banknotenrolle vor ihn hin.

Der Ballawhaine sank auf den Stuhl zurück, zog das Taschentuch mit der Hand, die sich versteckt hatte, aus dem Rockschloß hervor und fing an, sich die Stirne zu wischen. „Ge? Wie? Was soll das heißen, Junge?“ stotterte er.

„Das soll heißen,“ sagte Pete, „daß, wenn ich das Geld behielte, man jagen würde, meine Mutter sei eine schlechte Frau gewesen, die sich von Ihnen hätte kaufen und bezahlen lassen. Ich habe schon so 'was munkeln hören.“

Er trat einen Schritt näher. „Und ich meine auch, daß Sie an meiner Mutter vor Zeiten unrecht gehandelt haben und sie jetzt im Grabe noch schmähen — daß Sie ein schlechtes Herz und eine böse Zunge haben und daß, wenn ich ein Mann wäre und nicht wüßte, daß Sie mein Vater sind, ich Ihnen jeden Knochen im Leibe zerschlagen würde.“

Dann wendete sich Pete zum Gehen und rief in die dunkle Halle hinunter: „Komm, alter Skatadu! 's ist jetzt Zeit, mich zur Thür hinauszuwerfen.“

Der englische Bediente in den scharlachroten Kniefosen hatte unter der Treppe gelauscht.

Dies war Petes erste und letzte Unterredung mit seinem Vater. Peter Christian Ballawhaine war damals im Hause der Keys der Schrecken aller Leute, aber er hatte wie ein gepöckelter Hund vor seinem Sohne gezittert.

5.

Katharine Cregeen, Petes Verteidigerin in der Schule, war auch sonst häufig seine Gefährtin und zwei Jahre jünger als er. Ihr Haar war so schwarz wie das einer Zigeunerin, und ihr Gesicht so braun wie eine geröstete Kaffeebohne. Im Sommer trug sie am liebsten einen roten Rock mit Leibchen ohne Aermel, weder Strümpfe, noch Schuhe, noch Kragen und Kopfsbedeckung, selbst keinen lustigen Sommerhut. Da sie ihre Arme und Beine beständig der Sonne und dem Regen aussetzte, waren sie so rotbraun wie ihre Backen geworden und mit einem seiden-weichen Flaum bedeckt. Sie zeigte die Zähne so oft, daß man sagen konnte, sie lache ohne Aufhören. Ihr Lachen war ein kleiner, übermütiger Triller, bei dem sie den Kopf zur Seite neigte und seitwärts aus den Augen guckte wie ein Eichhörnchen, das sich in sicherer Höhe weiß und eine Fuß zwischen den Zähnen hält.

Pete hatte sie zuerst in der Schule gesehen und dann die Blide des Mädchens durch Mittel und Wege auf sich zu ziehen versucht, die nur den Helden, den Wilden und den Knaben bekäimt sind. Er hatte sie auf dem Spielplatz umkreist wie ein mutiges junges Füllen, hatte den Kopf hin und her geworfen, die Arme geschwungen, den Körper verdreht, die Beine emporgeschwungen, war auf den Händen gelaufen, über jeden Jungen, der zweimal so groß war wie er, hinweggesprungen und gerade da, wo sie stand, mit Gallo und Getrach auf seine Hinterteile vor ihr wieder zur Erde herabgekommen. Für diese fürchtbaren Kraftleistungen, durch die er zu zeigen bemüht war, was für ein Kerl er sein konnte, wenn er nur wollte, hatte er bei den Knaben keine Bewunderung errungen, und auch von Katharine kein sichtbares Beifallszeichen erhalten, obschon Pete verstohlen nach ihr hinschielte. Aber bei andren Erlebnissen kamen die Kinder zusammen.

Nachdem Philipp die Lateinschule bezogen, wurden Katharine und Pete Bufenfreunde. Statt, wenn die Schule aus war, nach Hause zu gehen, um auf der Straße zu warten, bis die Mutter vom Felde zurückkam, fand er es freundlicher, den Weg nach Ballajora zu wählen und auf vielverschlungenen Pfaden über Cornaa heimzukehren. Das war ein langer Umweg, doch Cäsars Mühle stand hier. Sie schmiegte sich an die Felswand in dem niederen Bett des Flusses, der die Schlucht von Ballaglaß durchläuft; Singvögel bauten sich dort im Frühling an, und Cäsars kleiner menschlicher Singvogel sang hier zu allen Zeiten.

Wenn Pete diesen Heimweg einschlug, welche Lust war es dann für das Mädchen! Sie watete den seichten Fluß hinauf, kletterte über die Steine, schritt gleich der kühnsten Seiltänzerin über die gefallenen Baumstämme, die die Klust überspannten, glitt aus, fiel, hielt sich auf irgend eine Weise, mit Beinen oder Armen an den Zweigen fest, die abgebrochen herabhingen, und rief dann Pete halb lachend, halb weinend zu Hilfe. Sie warf mit ihm Späne und Schnitzel in das schäumende Stauwasser des Mührads, damit sie stromab trieben; sie jagte mit ihm in dem Stechginster umher und streckte sich dann ohne Scham wie ein Lamm der Länge nach hin, um sich von Pete die Dornen aus den blutenden Füßen ziehen zu lassen. Sie war in der Felschlucht, in der sie lebte, eine wilde Ente und Pete eine große, schwerfällige zahme, die hinter ihr herwatschelte.

Aber die herrlichen, glücklichen Tage der Kinder Spiele hörten nur zu bald auf. Das geschwungene Rohr des großen John Thomas Corlett und die Zuchtrute eines noch unbarmherzigeren Tyrannen raubten beiden Kindern den Sonnenschein. Pete mußte die Schule verlassen, und Katharinen Vater zog von Cornaa fort.

Cäsars Weib, Betsy), war die Tochter des Gasthofsbesizers in Sulby. Als aber der Eifer für die Religion über ihn kam, hielt er es mit der Ansicht, daß Leute eines gläubigen Haushalts nicht trinken, noch Getränke kaufen oder verkaufen sollten. Doch Gramies Vater starb und hinterließ ihr und ihrem Gatten sein Gasthaus zur „Rauks-Fee“ und seinen Meierhof Glenmoar. Fast gleichzeitig starb auch der Müller in Sulby, und die beste Mühle im Lande suchte nach einem neuen Besitzer. Cäsar übernahm Mühle und Wachtlof, und Gramie, die in solcher Unheiligkeit aufgewachsen und durch keinen Grundfag gebunden war, übernahm das Gasthaus. Von dieser Zeit an stopfte Cäsar allen neidischen Tadlern den Mund mit der Bibelstelle: „Nicht was zum Munde eingeht, verunreiniget den Menschen, sondern was zum Munde ausgeht.“

(Fortsetzung folgt.)

Industrie- und Gewerbe- Ausstellung für Rheinland und Westfalen.

1.

Nach der Ueberslieferung einer Verwandten erzählt August Reichensperger, wie bei seinem Biographen Pastor zu lesen ist, daß eines Abends jemand in das väterliche Haus in Loppard stürzte mit der Nachricht: „Wißt Ihr was Neues? Wir sind preussisch geworden.“ Da gab's laute Schreckensrufe: „Nun kommen die Hunger-“

*) Abkürzung von Elisabeth.

leider, die die Rheinlande „bilden“ wollen. Und wie Reichensperger nach einem Schriftsteller der damaligen Zeit anführt, sah man damals (1816) im Rheinlande Preußen als eine Art gemäßigtes Rußland an und beurteilte es demgemäß. Die Rheinländer waren von jeher stolzen Sinnes; sie hielten sich, die so nahe an Frankreich lagen, nicht nur für reich, sondern auch für fortgeschrittener und gebildeter als die Preußen, die Nachbarn Rußlands. Es war der vor einigen Jahren in Köln gestorbene Herr von Medffen, von dem aus den vierziger Jahren das Wort stammt: Den Rheinländern sei nach ihrer Angliederung an Preußen zum Bewußtsein gekommen, daß sie in eine arme Familie hineingeheiratet hätten. Dieses Mißtrauen, diese Abneigung gegen Preußen hat im Rheinlande lange bestanden. Noch vom Anfang der sechziger Jahre schreibt Friedrich Engels (Gewalt und Oekonomie bei Herstellung des Deutschen Reiches. „Neue Zeit“ XIV. Jahrg. I Bd.), daß um diese Zeit „liberal und nirgends mehr als am Rhein selbst die Ueberzeugung verbreitet war, daß das linke Rheinufer unrettbar Frankreich verfallen sei. Man wünschte es nicht gerade, aber man sah es kommen wie ein Verhängnis und — geben wir der Wahrheit die Ehre — man fürchtete es auch nicht eben sehr. . . . Daß dies die allgemeine Stimmung am Rhein war, davon haben Marx und ich uns an Ort und Stelle oft genug überzeugt; linksrheinische Industrielle fragten mich z. B., wie sich ihre Industrie unter dem französischen Zolltarif befinden werde.“

Das Mißtrauen zwischen Rheinland und Preußen beruhte auf Gegenseitigkeit. Die Rheinprovinz mit der Leichtgläubigkeit ihrer Bewohner und den mancherlei Erinnerungen aus der Zeit der Zugehörigkeit zu Frankreich galt der preussischen Bureaucratie immer als ein unsicherer Kantonsist. Die rheinische Bourgeoisie stand in den vierziger Jahren an der Spitze der Opposition, und in der Konfliktzeit der sechziger Jahre führten die rheinischen Liberalen für ein königlich preussisches Unterthanengemüt recht unangenehme Neben. Damals brachten es die Kölner Stadtverordneten noch fertig, für eine von den Beamten geplante Geburtstagsfeier des Königs den Güzzenich zu verweigern. Heute passiert das nur den Socialdemokraten, denn die Zeiten haben sich unterdeß geändert. Der Bourgeoisie im Westen kam mit den Jahren die Ruhe und Besonnenheit und damit die Erkenntnis, daß es nicht gut sei, wider den obrigkeitlichen Stachel zu lösen, daß sich unter Preußens Zittichen ganz gut leben, d. h. ein ganz gutes Geschäft machen lasse. Der Liberalismus wurde preussisch, bismärckisch, national, patriotisch und langsam zwar und widerstrebend gelangten auch die Ultramontanen zu der Ueberzeugung, daß sie ebenso gute Preußen, gute Deutsche und Patrioten seien — so daß heute der Westen, daß namentlich das Rheinland sich an nationaler Gesinnung, an preussisch-deutscher Zuerlässigkeit sich von niemandem übertreffen läßt. Denn das Bündnis hat sich gelohnt; der Anschluß des Westens an den Osten, die Unterordnung des ehemals demokratischen Rheinlandes unter die preussische Strammheit hat für beide Teile reiche Früchte getragen. Rheinland und Westfalen sind als wohlgestimmte Glieder des Ganzen emporgeblüht zu überraschender Höhe wirtschaftlichen Reichtums, und Preußen schätzt in den beiden Provinzen nicht nur sein bevölkerstes, sondern auch sein reichstes Gebiet. Die rheinisch-westfälische Bourgeoisie, die Kohlen- und Eisenmagnaten am Rhein, an der Ruhr und der Saar — sie gelten viel im Rate der Regierung. Und sie verdienen diese Beachtung. Gern rechnen sie, um den jüngerlichen Mitbewerbern ihre Ueberlegenheit zu beweisen, der weiteren Öffentlichkeit vor, daß ein einziger Regierungsbezirk im industriellen Westen dem Staat mehr Steuern einbringt als zwei Provinzen des Ostens. Und gegenwärtig sind sie am Werke, in einer eigens für den Westen Deutschlands veranstalteten Ausstellung zu zeigen, was sie für das wirtschaftliche Leben Deutschlands zu bedeuten haben.

Zu der That, an dem wirtschaftlichen Aufschwung, der Deutschlands Geschichte in der letzten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts auszeichnet, sind die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen hervorragend beteiligt. Hier in der Heimat der Kohle und des Eisens hat innerhalb weniger Jahrzehnte die Oberfläche der Erde, die wirtschaftliche und sociale Schichtung der Bevölkerung eine Umwälzung erfahren, die im Keuzern kaum noch Beziehungen zwischen Heute und Ehedem erkennen läßt. Im Jahre 1816 zählte die Rheinprovinz 1 910 000, Westfalen 1 060 000, beide Provinzen also etwa 3 Millionen Bewohner; heute beträgt die Bevölkerung im Rheinland 5 760 000, in Westfalen 3 187 000, zusammen also etwa 9 Millionen Seelen, das ist das dreifache des Bestandes vom Jahre 1816. Nämlich umfassen beide Provinzen von Preußen den siebenten, von Deutschland den zwölften Teil, während die Bevölkerung in Rheinland und Westfalen von Preußen den vierten, von Deutschland den sechsten Teil ausmacht — ein Zeichen, wie sehr sich die Bevölkerung im Westen konzentriert. Während noch vor 25 Jahren Rheinland-Westfalen erst eine Stadt von über 100 000 Einwohnern hatte (Köln), giebt es deren heute acht (22 in Preußen, 33 in Deutschland), davon fünf im Regierungsbezirk Düsseldorf. Dazu kommt eine beträchtliche Zahl von größeren Mittelstädten, von denen sich mehrere dem Range der Hunderttausendstädte nähern; weiter verdienen als besonderes Kennzeichen der riesenhaften Entwicklung jene Orte im Kohlenrevier erwähnt zu werden, die sozusagen über Nacht aus der Erde aufgeschossen sind, die noch vor wenigen Jahrzehnten namenlose Dörfer oder verlorene Gehöfte waren, heute aber schon den Umfang von Mittelstädten haben.

Die industrielle Entwicklung hat das Rheinland, das im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch weniger dicht bevölkert war, als z. B. Württemberg und Hessen, heute zu dem nächst Sachsen dichtestbevölkerten Gebiet Deutschlands gemacht, und Westfalen, ehedem nur mitteldicht bevölkert, steht heute in dieser Beziehung weit über Schlesien. Wie die Industrie, so ist auch die Bevölkerung nicht gleichmäßig über den Westen verbreitet. Ist im Regierungsbezirk Koblenz noch fast die Hälfte, im Erzierer Bezirk noch zwei Fünftel der Bevölkerung in der Landwirtschaft thätig, so vermindert sich diese Zahl im Regierungsbezirk Düsseldorf auf ein Siebentel. Und wandern wir gar in das eigentliche Industriegebiet, wo die Kohle gegraben, das Erz verhüttet und das Eisen gewalzt wird, da sammelt sich die werththätige Bevölkerung zu beängstigender Dichtigkeit, die im Kreise Gelsenkirchen mit 2000 Menschen auf dem Kilometer ihre Höhe erreicht. In diesen Gebieten lohnen die Defen und Essen bei Tag und bei Nacht; der Schloten entquillt ein immerwährender Qualm, der auf Meilenweite die Erdenbewohner abschließt vom Anblick des Himmels; hier erzeugt die kundige Hand im Zusammenwirken von Kohle und Eisen jene mannigfachen Produkte, die wir als hervorragende Zeugnisse modern-industrieller Leistungsfähigkeit demnächst auf der Ausstellung am Düsseldorf Rheinufer zu bewundern Gelegenheit haben.

Die rheinisch-westfälischen Industrieherrn sehen mit großer Zuversicht dem Urtheil entgegen, das die Öffentlichkeit über den Stand der westdeutschen Industrie, wie er in der Düsseldorfer Ausstellung zum Ausdruck kommt, abgeben wird. Sie sind der Pariser Weltausstellung fern geblieben, nicht aus Furcht vor einer Niederlage, wie in einer vorbereitenden Versammlung der Abg. Kemmer betonte; die Pariser Ausstellung habe nicht genügend Raum geboten und darum müsse die Düsseldorfer Ausstellung zeigen, daß die deutsche Industrie den Kampf auf dem Weltmarkte nicht zu scheuen habe. Und in der Düsseldorfer Ausstellungszeitung, dem offiziellen Organ des Unternehmens, heißt es in der Nummer 2: „In einer Ausstellung zu Düsseldorf können die Schwesterprovinzen Rheinland und Westfalen als Repräsentantinnen des deutschen Gewerbestreifes auftreten. . . . Hier kann die Industrie und das Gewerbe zeigen, daß wir wettbewerbsfähig auf dem Weltmarkte sind, daß wir den friedlichen Wettstreit mit anderen Nationen nicht nur nicht scheuen, sondern daß wir auf manchen Gebieten höhere und bessere Leistungen aufzuweisen haben als andere Nationen.“

Man sieht, den alten Stolz haben die rheinisch-westfälischen Industrieherrn nicht eingebüßt. Und sie haben auch, das darf man ihnen anerkennen, weniger als je Ursache, sich bescheiden zurückzuhalten. Aber eine Frage darf man sich angesichts dieser stolzen Sprache wohl gestatten: Wie verträgt sich dieses Selbstbewußtsein, diese Gewißheit über die Wettbewerbsfähigkeit, ja die Ueberlegenheit der deutschen Industrie mit dem Verlangen nach dem „Schutz der nationalen Arbeit“ durch hohe Zölle, einem Verlangen, worin sich gerade die rheinisch-westfälischen Industriellen hervorthun? U. A. w. g. —

Kleines Feuilleton.

— Die Enten als Nutzegeflügel. Adolf Ledebur schreibt in der Wochenarist „Nerthus“ (Mona-Ottensien. Chr. Adolff): Der Nutzen der Enten ist ein mehrfacher. Im Februar, je nach der Bitterung früher oder später, beginnen die Tiere zu legen. Eine gute Ente soll hundert und mehr Eier legen. Bevor die Entenklar morgen aus dem Stall gelassen wird, besüßelt man die Enten einzeln und läßt nur diejenigen Stücke hinaus, welche kein legreifes Ei bei sich tragen. Die übrigen bleiben im Stalle, bis sie die Eier in die Legeneister abgelegt haben. Verfährt man nicht auf diese Weise, so suchen sich die Tiere draußen verdeckte Orte, richten sich ein Nest ein und legen hier nur wenige Eier, die sie, sobald das Gelege voll ist, bebrüten. Läßt man die Enten aber regelmäßig im Neste ablegen, so erzielt der Besitzer eine weit größere Zahl der Eier. Enteneier sind größer als Hühnereier und im Hausstand sehr gut und mannigfaltig zu verwenden. Vom zweiten bis vierten Jahre legen die Enten am eifrigsten, später läßt die Produktion nach, wenn auch nicht so schnell wie bei Hühnern. Ein zweites Produkt der Entenhaltung sind die Federn, die an Feinheit ihren Gänsefedern nicht viel nachstehen. Man rupft die Tiere im Sommer alle zwei bis drei Monate.

Entenbraten ist, wie die Leser wohl schon erprobt haben werden, eine sehr gute Speise, doch dürfen als Braten nur jüngere Tiere verwendet werden. Je nach der Rasse sind die Enten früher oder später so weit gediehen, daß man sie mästen kann. Bei einigen schnellwüchsigen Sorten kann man schon nach zwei Monaten die stärksten Jungen auswählen, um sie zu mästen. Die zu mästenen Tiere werden nicht plötzlich eingesperrt, sondern nach und nach im Stalle zurückgehalten, dann in dem dunklen Mastraum eingesperrt und mit einem Futter aus gelochten Kartoffeln, Rüben und Körnerfutter gefüttert. Wesentlich gefördert wird das Wachstum auch durch Beigabe von rohem oder gelochtem Fleisch, Abfällen aus dem Hausstand u. dergl. Wasser wird während der Mast nicht in zu großen Mengen gereicht. Gleich den Hühnern sind die Enten große Vertilger von Ungeziefer im Garten und auf den Wiesen. Sie haben aber vor den Hühnern den großen Vorteil, daß sie nicht scharren und dadurch

weniger Schaden anrichten als jene. Freilich vergreifen sie sich mit Vorliebe an Salat, Kohl und andrem Gemüse. Es wird aber nicht schwer halten, kleinere Beete dieser Pflanzen vor den Angriffen der Enten zu schützen.

Im allgemeinen bedürfen die Enten recht wenig besonderer Pflege. Ein Stall, der nur von den Enten, nicht aber auch gleichzeitig von Hühnern benutzt werden darf, wird an einer passenden Stelle des Hofes aufgeschlagen. Der Stall muß hell und trocken sein, der Boden wird mit Sand, kurzem Stroh oder Torfmoß bedeckt, im Winter wird der Stall, falls er aus Holz errichtet wurde oder sonst besonders kalt ist, mit Strohmatten ausgekleidet. In kurzen Zwischenräumen ist, wie bei Hühnerställen, eine gründliche Reinigung und Desinfektion für das Gedeihen der Tiere unerlässlich. Angenehm ist es, wenn man den Stall in mehrere Abteilungen teilen kann, von denen zwei dunkle für die Masttiere und für die brütenden Tiere bestimmt sind, während die andren beiden hellen für die Enten und für das Junggeflügel bleiben.

Wer es irgend einrichten kann, soll den Enten Gelegenheit geben, in einem Gewässer, etwa einem vorbeifließenden Bache oder einem Tümpel schwimmen und baden zu können. Einige Rassen halten sich freilich auch ohne Gewässer gut, besser ist es aber jedenfalls, wenn die Tiere Gelegenheit zum Baden finden. Sie halten sich dann sauberer und können sich besser vom Ungeziefer reinigen. Im Futter sind die Enten von erster Jugend auf nicht wählerisch. Man mengt ihnen Fleisch und Küchenabfälle, Kleie, Geflügelbisquit, gekochte Kartoffeln, Brot und Grünfütter durcheinander und sorgt dafür, daß sie entweder in ihrem Gewässer oder in einer Buringrube reichlich Würmer, Maden u. dergl. finden. Zur Zucht benutzt man jüngere kräftige Tiere und rechnet einen Erpel auf 8—12 Enten. Weniger Enten genügen dem Entenich oft nicht, und er vergreift sich dann leicht an andrem Geflügel. Zur Brut schreitet die Ente gewöhnlich leicht und willig, doch ziehen manche Liebhaber es vor, die Enten Eier legen zu lassen und zum Brüten Hühner oder Puten zu benutzen. 13 bis 14 Eier sind die durchschnittliche Zahl, welche eine Ente bebrütet, doch ändert sich die Zahl natürlich nach der Größe der Ente wie auch der Eier ab. Die Jungen kriechen nach 28 Tagen aus. Sie lassen sich leicht aufziehen und sind in wenigen Tagen recht selbständig. Man füttert sie zunächst mit Brot, gekochtem Ei, Kartoffeln, die man mit Milch oder Wasser zu einem Brei verrührt. Später erhalten sie das Futter der Alten. Hat man ein reich bewachsenes Gewässer zur Verfügung, so kostet die Fütterung der Enten wenig, da sie die größten Mengen sich draußen selbst sammeln können. —

Litterarische.

ok. Georg Hirschfeld: „Freundschaft“. Novelle. Berlin. S. Fischer. — „Sie“ ist also mal wieder eine Norvegerin, die nach Berlin kommt, um eine Buchhalterinnenstelle in einem Bankgeschäft zu versehen und nebenbei auch norwegische Uebersetzungen schöngeistiger Werke deutscher Autoren zu liefern. Eine „Seelenbekanntschaft“ bringt die Nordländerin schon mit. Es ist die Sympathie für einen Berliner Dichter und Kunstschriftsteller, nebenbei reichen Mann, den sie erst in der deutschen Reichs-Metropole persönlich kennen lernt. Geistig und seelisch glaubt das Mädchen den ahnungslosen Dichter ja schon lang zuvor gekannt zu haben, da sie viele seiner Gedichte überlesen hatte. Die beiden Menschen treten sich nun bald näher. Es entspinnt sich stille Liebesneigung zwischen ihnen. Aber als sich der Dichter dem Mädchen erklären will, da weist sie das Glück von sich. Hernach empfindet sie allerdings Reue und unternimmt Versuche, den Geliebten wieder zurück zu gewinnen. Der verweist aber — ein alter Trick der Novellenschreiber — auf vierzehn Tage, lernt in Hamburg ein Mädchen kennen und, weil die nun auch nach Berlin kommt, verstreben sich die Leute in einander. Als die Norvegerin dessen bei einer Kahnpartie auf dem Wannensee gewahr wird, spielt sie auf Wunsch Georg Hirschfelds rasch eine, wie man so in München zu sagen pflegt, „gekürzte Uebersetzung“, verläßt den Kahn und —. Nein, sie fällt nicht ins Wannenseewasser! Resolut wie nun einmal die Nordländerinnen sein sollen, besteigt sie den vorüberfahrenden Dampfer, auf der Bahnstation den Zug und dampft nach Berlin. Hier padt sie ihre Habseligkeiten und reißt in die Heimat zurück. Nächstdem wird das Liebespaar unter die Hauben gebracht. Eine Reise nach Süddeutschland leitet den Bonignomd ein, und am Bodensee kriegt der junge Gatte von der Norvegerin einen langen Brief, worin sie ihm ihre Fremdschaft anträgt. Darauf läßt er sein Weib „wie nie zuvor“. . . . Eigentlich sehe ich nicht ein, warum er das jetzt erst thut. Auch frage ich mich, weshalb die „andere“, Davongegangene gerade eine Norvegerin sein mußte, und ob es notwendig war, sie so mir nichts dir nichts nach Berlin und endlich wieder ebenso grundlos in die Heimat zurückzuspedieren. Ei, wenn das Mädchen Herrn Hirschfeld den Gefallen nicht gethan hätte? Einfach: die deutsche Litteratur wäre um eine herzlich schlecht konstruierte und ziemlich flache „psychologische“ Novelle ärmer — wonach sicher kein Hahn krächte. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber eine stetige Abnahme der Störche wird den „Hamb. Nachr.“ aus Schleswig-Holstein geschrieben: Allgemein ist hier die Beobachtung gemacht worden, daß die Zahl der Störche

seit reichlich 40 Jahren stetig abgenommen hat. Uns sind viele Dörfer bekannt, wo früher über 60 Störchennester, oft 4 bis 8 auf einem Gehöft, ja sogar auf hohen Bäumen, anzutreffen waren, während dort entweder nur einzelne jetzt vorhanden sind, oder auch gar keine mehr. Ähnliche Erscheinungen sollen in andern Provinzen zu Tage treten. Wie erklärt man sich dies? Die Störche vermehren sich bekanntlich nur spärlich. Dann herrscht unter ihnen viel Eifersucht, Reid und Kampfeslust, und bei ihren blutigen Kämpfen unterliegen nicht selten mehrere der alten Störche, und oft wird dabei auch die junge Brut in den Nestern gänzlich vernichtet. Von den Ueberlebenden geht auf den langen Wanderungen im Herbst und auch im Frühjahr ein bedeutender Teil verloren. Der Nest, welcher sich wieder einstellt, entdeckt gar bald, daß die Menschen mit ihrer ihnen feindlichen Kultur von Jahr zu Jahr den „Brotkorb höher hängen“, ihnen durch Trockenlegung der Sümpfe, durch allerlei sonstige Diefen- und Bodenkultur beschneiden, wo früher Nahrung in Hülle und Fülle war. Im Interesse der Landwirtschaft ist die Abnahme der Störche übrigens keineswegs zu bedauern, da der Storch ein mordgieriger Geselle ist, der Unmassen von nützlichen Fröschen und Schlangen, ja sogar junge Hasen und Fische vertilgt. —

Humoristisches.

— Aesthetischer Thee. „Bitte, mir keinen Thee, eine Schriftstellerin von meiner Bedeutung genießt überhaupt nur Morphium.“ —
 — Fein heraus. A.: „Haben Sie gehört, das Hoftheater zu K. ist abgebrannt.“
 B.: „Für das Personal ist doch gesorgt?“
 A.: „O ja, der Intendant findet schon wieder als Unteroffizier Verwendung.“ —
 — Blumensprache. „Da wär das bestellte Bouquet!“
 Schlächterfrau: „Was, dö? Na, da san ja vill weni Rosen drin; moan S, i versteh nig? Dö Rosen san' bei dö Blumen dösselbe als was der Schinken beim kalten Aufschnitt!“ —
 („Simplicissimus.“)

Notizen.

c. Der geleseste italienische Dichter ist gegenwärtig Giosuè Carducci: Der Verkauf seiner Bücher ist in letzter Zeit beständig gestiegen. In wenigen Wochen wurden von einem Gedichtband mit mehreren hundert Seiten zum Preise von 10 Lire 5000 Exemplare verkauft. —
 — Georg Rodenbachs Stück „Die stille Stadt“, deutsch von Siegfried Trebitsch, gelangt in der nächsten Saison ins Deutschen Theater zur Aufführung. —
 — „An der Schwelle“, eine Scene von Franziska Mann, wurde von Agnes Sorma für ihre nächstjährige Gastspiel-Tournée erworben. —
 — Die Verwaltung der Bühnenfestspiele in Bayreuth macht bekannt, daß das Haus für die meisten Vorstellungen schon jetzt ausverkauft ist. Zum „Ring“ sind überhaupt keine Billets mehr zu haben und zum „Parifal“ und „Fliegenden Holländer“ nur noch für die Wiederholungen, die zwischen dem 31. Juli und 12. August stattfinden. Plätze zu Einzelaufführungen von „Parifal“ können bis auf weiteres nur noch für 7. oder 8. August abgegeben werden. —
 — Hermann Jumpe, der Dirigent der Münchener Hofkapelle, ist nach Ablauf des Probejahres zum General-Musikdirektor ernannt worden. —
 — Der Einkieferungstermin zu dem vom Süddeutschen Musikverlag, Straßburg i. Gl., ausgeschriebenen Wettbewerb um den Preis von 1000 M. für die beste Komposition eines Cellokonzerts ist auf den 1. Januar 1903 hinausgeschoben. —
 — Verkaufspreise Bödlinischer Bilder. Das Gemälde „Frühlingsschymne“ erreichte den Preis von 65 000 M., „Sonntag“ und „Centaur, in der Dorfchmiede“ je 80 000 M. und „Meeresidylle“ 100 000 M. Der jetzt in Hamburg ausgestellte Nachlaß repräsentiert einen Wert von etwa 400 000 M. Auf die großen Bilder „Der Krieg“ und „Dichtung“ und „Malerei“ fallen je 80 000 M., „Jagd der Diana“ 45 000 M., „Rafender Roland“ 40 000 M., „Hoffnung“ 30 000 M., „Venus anadyomene“ 15 000 Mark zc. —
 — Die Dresdener Kunstgenossenschaft wird zur Zeit der deutschen Städte-Ausstellung (1903) im Ausstellungsgebäude auf der Terrasse eine Ausstellung von Werken sächsischer und in Sachsen lebender Künstler veranstalten. —
 — Die erste elektrische Schnellbahn wird demnächst in Italien auf der Strecke Rom-Neapel zur Ausführung kommen. Die Trace soll durch die bisher noch nicht durchquernten pontinischen Sümpfe gelegt werden. Man hofft die Fahrzeit, die bisher fünf Stunden betrug, auf zwei Stunden zu verringern. —